

Körpertechnologien, das Soziale und der Mensch

ANKE ABRAHAM

Pillen für die optimale Konzentration und eine angstfreie Offenheit, gelaserte Augen, straffere Sehnen und eine optimierte Sauerstoffaufnahmefähigkeit des Blutes für sportliche Höchstleistungen, faltenfreie Haut und ideale Körperperformen durch operative Eingriffe, risikofreie Geburten und zurecht gezüchteter, defektfreier Nachwuchs – die kognitive, psychische, physische, ästhetische und generative Optimierung gewinnt volle Fahrt und inzwischen ist kein Bereich menschlichen Lebens denkbar, der nicht biotechnologisch hochrüstet, umgebaut und perfekter gemacht werden könnte, und, das ist das eigentlich Bedenkliche, perfekter gemacht werden *sollte* oder sogar gemacht werden *muss*.

Meines Erachtens haben wir es hier nicht mit harmlosen Spielereien zu tun, die Bekanntes mit neuen Mitteln fortsetzen, sondern mit den Auswüchsen eines Transformationsprozesses, der Zentralkategorien wie Leben, Lebendigkeit und Menschsein bis ins Mark tangiert. Von daher finde ich Argumente zu schwach und banalisierend, die betonen, dass es »Eingriffe« in den Körper und »Manipulationen« des Körpers immer schon gegeben habe (was stimmt), dass der Mensch immer schon versucht habe, seine (körperlichen) Fähigkeiten zu verbessern oder sich zu verschönern (was auch stimmt) und dass der menschliche Körper ohne Einflüsse und Hinzufügungen von außen gar nicht überleben könnte (was selbstverständlich stimmt) und dass wir es deshalb lediglich mit einer Verlängerung des Bekannten zu tun haben. Oder – was weitaus gefährlicher ist – wenn argumentiert wird, dass wir vor unhintergehbaren und anthropologisch begründbaren Zwängen und Notwendigkeiten des Überlebens in einer hoch technisierten Welt stehen, deren Herausforderungen und sys-

temisch erzeugte Gesetzmäßigkeiten nun eben *auch* oder *nur* mit hoher Technologie beantwortet werden könnten.

Ich möchte in diesem Beitrag zeigen, 1. was im Rahmen biotechnologischer Eingriffe in den Körper auf dem Spiel steht, 2. inwiefern biotechnologische Eingriffe zu einer Gefahr werden können und 3. welche Alternativen des Denkens von Natur und Körperlichkeit sowie des körperbezogenen praktischen Handelns es geben könnte, um diese Gefahren zu minimieren.

Als ›Aufhänger‹ der Argumentation werden Beispiele aus den Feldern des Neuro-Enhancements, des Hochleistungssports und der Schönheitschirurgie herangezogen, wobei mit dem letztgenannten Feld exemplarisch gezeigt wird, wie Körperumgangsweisen und die Nutzung biotechnologischer Angebote immer auch mit sozialen und biographischen Dimensionen verknüpft sind und auch nur vor diesem Hintergrund angemessen verstanden werden können – in diesem Falle sind sie verknüpft mit der kollektiven und individuellen Geschichte von Frauen. Anzumerken ist, dass die hochkomplexen Probleme, die sich in den einzelnen Feldern auftun und differenziert diskutiert werden, hier nicht annähernd aufgegriffen und repräsentiert werden können, sondern es werden hochselektiv einzelne Aspekte ausgewählt, die exemplarisch auf besonders brisante oder diffizile Fragen aufmerksam machen können.

1. Neuro-Enhancement

Im Dezember 2008 berichtet die ZEIT unter dem Titel »Eine Pille für die Eins« über den Vorstoß US-amerikanischer Forscher, die Diskussion um die Freigabe von sogenannten »cognitive-enhancing-drugs« eröffnen zu wollen (vgl. DIE ZEIT Nr. 52, 39). Bereits seit Jahren wird an Medikamenten oder – wenn man das Wort »Medikament« weiter für Kontexte reservieren möchte, in denen es um Heilung geht – an »Mitteln« geforscht, die die Konzentrationsfähigkeit, das Erinnerungsvermögen oder die Wachsamkeit des an sich Gesunden erhöhen sollen, und Schätzungen zu Folge nutzen in den USA bereits zwischen 7 Prozent und 15 Prozent der Wissenschaftler und Studierenden an Universitäten verschreibungspflichtige Mittel zur Steigerung der kognitiven Leistungsfähigkeit (vgl. ebenso Schöne-Seifert 2006, 280). Beim Vorstoß der oben erwähnten Forschergruppe geht es so auch (längst) nicht mehr um die Frage, ob ein solches »Gehirndoping« legitim sei – hierüber hätte man bereits viel zu lange diskutiert –, sondern um die Frage (oder auch Schwierigkeit), wie die Freigabe der Mittel möglichst gerecht und sicher gestaltet werden kann, so dass soziale Un-

gerechtigkeiten vermieden werden und alle in den Genuss der mentalen Optimierung gelangen können.

Mit anderen Worten: Der Nutzen und Segen einer flächendeckenden Versorgung mit Ritalin, Donepezil, Provigil, Fluctin oder Prozac (alles Produkte, die für spezifische Störungsbilder entwickelt wurden) scheint ausgemachte Sache und nicht weiter diskussionswürdig zu sein. Wenn man jedoch genauer nachforscht, worin denn der *Nutzen* etwa von Provigil (einem »Wachmacher«, der bei dem Krankheitsbild Narkolepsie eingesetzt wird) liegt, so kommen einem doch Zweifel an den ›Segnungen‹: »Ein ehrgeiziger junger Assistent an der Uni kann mithilfe von Provigil viermal im Monat von Freitag auf Samstag durcharbeiten, ohne den fehlenden Schlaf zu spüren. Damit könnte er 32 Arbeitsstunden im Monat dazugewinnen.« (DIE ZEIT Nr. 52, 39)

Zumindest nachdenkenswert scheint mir hier: Erstens: Kann fehlender Schlaf über Monate folgenlos für den Organismus und den Gesamtzustand des Menschen bleiben? Zweitens: Kann es nicht sehr gefährlich werden, fehlenden Schlaf nicht mehr *zu spüren*? Werden da nicht ›hinter dem Rücken der Akteure‹ körpereigene Regulationssysteme unterminiert und folgenschwer irritiert? Und Drittens: Was macht der junge Assistent mit den gewonnenen 32 Arbeitsstunden? Vermutlich wird sein Vorgesetzter ihn mit noch mehr Arbeit belasten, so dass für die Freiheit, Lebendigkeit und das Lebensglück des Assistenten nichts »dazugewonnen« wäre. Und für den (universitären) Betrieb möglicherweise auch nicht, denn die permanente Überlastung der (verschlankten) Belegschaft beeinträchtigt nachhaltig die Qualität der geleisteten Arbeit, vergrößert den krankheitsbedingten Ausfall und schmälert so die Produktivität. Die Produktionslogiken in kapitalistisch und neoliberalistisch verfassten Gesellschaften (vgl. etwa Boltanski/Chiapello 2006 sowie Abraham/Müller in diesem Band) und die Formationen »entgrenzter« Gesellschaften sowie die negativen Konsequenzen dieser, die biologischen und psychischen Grundlagen entgrenzenden, Lebens- und Arbeitsbedingungen (vgl. etwa Hanzig-Bätzing/Bätzing 2005) sind vielfach analysiert und kritisiert worden. Vor diesem Hintergrund erscheint mir daher auch die Logik, nach der der Nutzen von Enhancern eingeschätzt wird, allzu simpel: Enhancer sind gut, weil sie in kürzerer Zeit, also *schneller, mehr* Output ermöglichen.

Diese Logik kann nicht aufgehen, weil sie wesentliche Bedingungs-konstellationen organismisch gebundenen Lebens (was ich darunter verstehe, wird Gegenstand meiner weiteren Ausführungen sein) und zentrale Qualitätsmomente menschlichen Lebens außer Acht lässt: Dass nämlich bestimmte Dinge Muße brauchen, dass man bestimmte Dinge gar nicht schnell machen *kann*, weil sie dadurch an Qualität verlieren, dass man bestimmte Dinge bewusst durchschreiten muss, um etwas daraus für

sich und andere gewinnen zu können, oder auch, dass man Genuss haben kann am langsam Durchdenken einer Sache und sich intensiv und im eigenen Tempo auf sie einlassen und mit ihr ringen möchte (vgl. dazu auch Abraham 2006).

Die Medizinethikerin Bettina Schöne-Seifert verteidigt »Doping-Präparate«, indem sie zu bedenken gibt, dass sie »ja auch in einer individuell fruchtbaren und sozial verantwortlichen Weise eingesetzt werden« könnten, etwa »um weniger Zeit fürs Lernen, Erfassen und Memorieren zu benötigen« (was individuell als lästig erlebt werden kann) und statt dessen etwas Erquicklicheres zu tun (vgl. Schöne-Seifert 2006, 287). Wenn Menschen aber ihre Arbeit schnell hinter sich bringen wollen, so wäre doch vielleicht eher zu fragen, wie es um die Qualität dieser Arbeit bestellt ist, oder wie es mit der Wertschätzung und Wertigkeit dieser Arbeit im sozialen Raum steht, dass man sie so schnell »los« werden möchte oder »los« werden soll. So scheint es mir eher zweifelhaft, Menschen medikamentös darin unterstützen zu wollen, dass sie unliebsam gemachte Arbeit so schnell wie möglich erledigen können. Wo liegen hier die Lebensqualität und das Lebensglück, das Mediziner und Pharmaunternehmen versprechen, wenn sie für die Entwicklung und den Konsum von psychoaktiven Pillen werben?

Zugespitzt könnte man vor dem Hintergrund dieser Überlegungen formulieren: Mentales Enhancement birgt die Gefahr, unkritisch solche gesellschaftlichen Strukturen zu reproduzieren und zu verfestigen, die einseitigen Prinzipien folgen (und in the long run destruktive Wirkungen erzeugen): dem Prinzip, mehr Output in kürzerer Zeit zu erbringen und Energien zu konzentrieren. Der *Gewinn* dieser Konzentrationen und Optimierungen muss ausbleiben: Der Assistent – um im Bild zu bleiben – kann mit den »gewonnenen« Arbeitsstunden oder den erwirtschafteten Freistunden nichts anfangen: Er ist zu erschöpft, um sie in Freizeit umzusetzen, er ist mit seiner Arbeit unzufrieden, weil er sich gar nicht mit ihr identifizieren konnte, er ahnt, dass der nächste Arbeitsberg noch größer wird, er nimmt anderen die Chance, auch Arbeit zu haben usw. Diese Andeutungen zeigen: Die persönlichkeitsbezogenen, gesundheitlichen Konsequenzen und die sozialen Effekte von medikamentös unterstützten mentalen Leistungssteigerungen sind noch nicht annähernd erfasst, geschweige denn ausdiskutiert worden. Und, so viel lässt sich bereits jetzt auf der Grundlage vorliegender Erfahrungen und Untersuchungen zur psychischen Gesundheit und zu Symptomen der Überlastung und Erschöpfung sagen: Sie sind ausgesprochen prekär, wenn sie einseitig dem Muster »Mehr desselben« in dem eben kritisierten Sinne folgen (vgl. dazu etwa die Studien zum Phänomen des Burn-out und zur Lehrergesundheit, die immer wieder darauf hinweisen, dass eine *Balance* von Beanspruchung und Rückzugsmöglich-

keiten ausgesprochen wichtig ist, um psychisch und somatisch gesund zu bleiben; exemplarisch etwa Schaarschmidt 2005; ähnlich auch Schröder 2008).

Dieser Einschätzung steht ein Befund gegenüber, der in meinen Augen von ausgesprochen hoher Brisanz ist: Die biotechnologisch möglich werdende und induzierte Aufrüstung des Geistes und der Psyche steckt zwar noch in den Kinderschuhen – Nebenwirkungen und Langzeitfolgen sind bisher kaum erforscht –, aber ein breiter Firmen- und Kundenkreis ist an der Freigabe von Neuro-Enhancern bereits interessiert. Philip Campbell, Redakteur des Magazins *Nature* und Unterstützer der oben zitierten Forscherinitiative, stellt in diesem Zusammenhang fest, dass die US-amerikanische Gesellschaft »weiter« sei als die Wissenschaft: Die gesellschaftlichen Bedürfnisse und die Bereitschaft zur medikamentösen Optimierung der Leistungsfähigkeit haben sich rasanter entwickelt als die Fortschritte in der Forschung und das Wissen über die jeweiligen Präparate. Abgesehen von den gesundheitlichen Gefahren, die mit der Freigabe nicht tatsächlich ausgereifter Mittel verbunden sind, verweist diese Aussage auf ein überaus gravierendes Problem: Dass nämlich im Bereich der Biotechnologien inzwischen Hoffnungen und Bedarfsstrukturen geschaffen wurden, denen die Wissenschaft mit ihren begrenzten Möglichkeiten des Erkennens und Verstehens nicht mehr nachfolgen, die sie nicht mehr bedienen kann. Setzt man dieses Phänomen in Beziehung zu den oben angedeuteten Gefahren, so ergibt sich eine hochbrisante Mischung: Breite Bevölkerungskreise (noch beschränkt auf die USA, aber die Welle wird auch nach Europa und Deutschland kommen) wollen bzw. fühlen sich angesichts der oben angedeuteten neoliberalistisch induzierten Zwänge alternativlos dazu genötigt, an einer pharmakologischen Aufrüstung ihrer Person teil(zu) nehmen, die zugleich wesentliche Prinzipien und Bedürfnisse des organismisch gebundenen Lebens und der sozialen Solidarität auszuhebeln in der Lage ist.

2. Enttäuschte Erwartungen und Akte der Autoaggression

Arnd Pollmann entwickelt in diesem Zusammenhang anregende Gedanken, denen ich ein Stück weit folgen möchte. Pollmann fasst die Erwartungen des Menschen an die moderne Medizin und die zugleich entstehenden Frustrationen, dass die Medizin ihre Versprechungen nicht einlösen kann, als Teil eines Problems, das er als »doppelte mentale Konstellation« beschreibt, die sich in der Spätmoderne ausgebildet hat (vgl. Pollmann 2006, bes. 313ff.): Auf der einen Seite wird der Mensch längst von der Wucht sei-

ner technischen Erfindungen und den von ihnen freigesetzten Möglichkeiten überrollt (die der Kernspaltung und der Humangenetik innewohnenden Potenziale beispielsweise übersteigen bei weitem das menschliche Fassungsvermögen, ihre Konsequenzen sind unabsehbar und letztlich nicht kontrollierbar), auf der anderen Seite aber erzeugen die erreichten Fortschritte immer weitere Bedarfe, Sehnsüchte und Ansprüche, die aber permanent enttäuscht werden, ja enttäuscht werden müssen, da der Körper und die Natur letztlich *unverfügbar* sind. Die Diskrepanz von Versprechungen der Medizin (etwa dem Versprechen von Leidfreiheit, Lebensverlängerung oder unbegrenzter Leistungssteigerung) und ihrem steten Versagen im Hinblick auf diese Versprechungen erzeugen in den Menschen Frustrationen, die sie auf eine ungute Weise abarbeiten: indem sie nämlich zum einen nach immer besseren und perfekteren medizinischen Mitteln verlangen und indem sie zum anderen in autoaggressiven Akten den eigenen Körper für seine Unverfügbarkeit strafen – nach dem Motto: »Bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.«

Das bewusste Zufügen oder das in Kauf nehmen von Schmerz, das Quälen und Malträtieren des Körpers, seine gebilligte Verletzung und Schädigung sowie das Riskieren der eigenen Gesundheit (etwa durch medikamentöse Aufrüstungen) sind Kennzeichen spätmodernen Körperhandelns und Ausdruck, so Pollmann, der eben beschriebenen Enttäuschung und narzisstischen Kränkung: der Kränkung, dass etwas, was doch qua Technologie inzwischen beliebig verfügbar und gestaltbar sein *sollte*, was sich den eigenen Ansprüchen und Erwartungen doch nun bitte zu beugen habe, tatsächlich so unberechenbar und wenig verfügbar ist.

Pollmann führt diesen Gedanken weiter, indem er das Aufsuchen oder in Kauf nehmen von Schmerz (wie es etwa in den vielfältigen massiv an, in und unter die Haut gehenden Formen der Körpermodellierung zu finden ist) nicht nur als einen Akt der Bestrafung des Körpers deutet, sondern auch als den Versuch, sich oder überhaupt wieder *etwas* zu spüren in einer Welt, die leidfrei und damit spür- und seelenlos gemacht wurde.

Den hiermit aufgeworfenen Fragen des Identitätsgewinns durch Schmerz will ich an dieser Stelle nicht nachgehen (siehe dazu die Beiträge von Elisabeth Rohr und Gerhard Bolm in diesem Band), sondern ich möchte mit Pollmann den Gedanken stark machen, dass der Körper als etwas *Unverfügbares* anzusehen ist, das sich den von den Biotechnologien (und den sie unterstützenden Märkten) geschrüten Machbarkeitsphantasien nur bedingt fügt, sich ihnen verweigert oder schlichtweg entzieht. Hierzu bemühe ich (mit Hans-Dieter Mutschler) zum einen Lothar Schäfer, der einen »physiologischen Naturbegriff« vorschlägt, und zum anderen Gesa Lindemann, die anknüpfend an Helmuth Plessner die besonderen Qualitäten des Organismischen herausarbeitet.

3. Von der Eigenständigkeit und Würde des Körpers

3.1 DER »PHYSIOLOGISCHE NATURBEGRIFF« BEI LOTHAR SCHÄFER

Hans-Dieter Mutschler entfaltet in seinem Werk »Naturphilosophie« (Mutschler 2002) unterschiedliche Positionen im Möglichkeitsraum des philosophischen Nachdenkens über die Natur im Angesichte der Dominanz ihrer wissenschaftlichen Bestimmung (und mathematisch-physikalischen Verengung) durch die ›hartem‹ empirischen Wissenschaften. Einer seiner zentralen Hinweise ist, dass spätestens mit der ökologischen Krise im 20. Jahrhundert auch solche Positionen wieder hoffähig werden, die von den Naturwissenschaften im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts als metaphysische Spekulationen zunehmend abgelehnt und systematisch verdrängt wurden: Positionen, die in der Natur einen Eigensinn oder so etwas wie ein Telos, einen Zweck oder ein Ziel, sehen. Dabei warnt Mutschler vor anthropomorphisierenden Zuschreibungen an die Natur ebenso wie vor normativen Ableitungen, die man meint, direkt aus der Natur gewinnen zu können. Er tut dies, weil er »am Vernunftbegriff der Moderne und ihrem aufklärerischen Pathos« festhält (a.a.O., 10) und um die Autonomie und Freiheit des modernen Subjekts fürchtet, wenn die Natur zur Quelle von Normativität würde. Gleichwohl aber erkennt er an, dass sich im *praktischen* Umgang mit der Natur immer wieder und deutlich ein teleologisches Naturverständnis aufdrängt, dass wir hier häufig – und wie ich denke, aus gutem Grund – teleologisch argumentieren (etwa indem wir von der Kraft der Natur sprechen, von ihrer Macht, ihren Tendenzen oder ihrem Eigensinn und diesen Eigensinn *erleben*).

Mutschler zitiert nun Lothar Schäfer und seinen »physiologischen Naturbegriff« u.a. deshalb, weil auch er eine vermittelnde Position zwischen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen (hinter die wir nicht »zurückfallen« sollten) einerseits und metaphysisch aufgeladenen und durch praktisches Handeln und Erfahrungen gesättigten Erkenntnissen – man könnte auch sagen: praktischen Evidenzen – andererseits vermittelt und sich damit produktiv »jenseits der fruchtlosen Alternative eines bornierten Szentismus und einer überschwänglichen Metaphysik« bewegt (Mutschler 2002, 57). Nach Schäfer hat die Krise unseres Naturverhältnisses nicht darin ihren Ursprung, dass unser (naturwissenschaftliches) Wissen falsch oder unangemessen sei, sondern darin, dass es abstrakt bleibt und von unserer physischen Verwobenheit in den Naturprozess absieht. Wie zentral diese Verwobenheit und wie folgenreich die *Missachtung* oder Absehung von dieser Verwobenheit ist, wird mit folgendem Hinweis deut-

lich: »Diese Verwobenheit konstituiert nach Schäfer unsere *primäre* Naturerfahrung. Sie ist leibzentriert und niemals wertfrei, da wir unter dieser Rücksicht alles entweder als zu- oder als abträglich beurteilen.« (A.a.O.) Alltagspragmatisch gewendet heißt das: Wer sich auf den Körper einlässt und über den Körper auf die Natur, der kann erkennen, was ihm (oder ihr) gut tut und was schadet, was Wohlgefühl auslöst und was Spannung und Missbehagen.

Von daher ergibt sich nach Schäfer ein zweifacher Naturbegriff, der wie folgt strukturiert ist: Auf der primären und unhintergeharen, fundierenden Ebene liegt der an die Evidenz der Praxis gebundene »physiologische Naturbegriff«, der auf den organismischen Stoffwechsel bezogen ist; der zweite »kosmologische Naturbegriff«, der die Erscheinungen der Natur in wissenschaftliche Gesetze fasst, wird von diesem ersten Naturbegriff sowohl getragen wie begrenzt. Bezogen auf den menschlichen Körper, der sowohl Teil der Natur als auch Mittler und Erkenntnisorgan im Hinblick auf die äußere Natur ist, kann man sich die Bezogenheit dieser Ebenen so vorstellen: Der Körper wird gespürt im Sinne eines leiblichen Wohlbefindens oder eines Missbehagens und das Erleben dieses Befindens wird um Wissensdimensionen erweitert, die uns wissenschaftliche Sensorien (wie Scanner, Labortests etc.) zur Verfügung stellen können.

Die Pointe am Schäferschen »physiologischen Naturbegriff« ist nun: »Während moderne physikalische Theorien und eine darauf gegründete Technik keine eingebauten Grenzen haben, ist leibliches Dasein immer begrenztes Dasein, schon allein aufgrund des metabolischen Eingelassenseins unseres Körpers in die Zirkulationsprozesse der Natur, die ihrerseits jederzeit begrenzt sind.« (A.a.O., 58) Hier wird, so meine Einschätzung, ein Weg geöffnet, wie der Idee der entgrenzten und *grenzenlosen* Verfügbarkeit und Machbarkeit des Körpers, von dem das abstrakte und extrapolierte Denken in den Naturwissenschaften immer noch geprägt ist und träumt (und das auch die Ökonomie im Sinne unbegrenzter Wachstumsphantasien immer noch in unerträglicher Weise und mit höchst destruktiven Konsequenzen kopiert), *begrenzende* Schranken auferlegt werden können – indem nämlich die Eigenlogik des Körpers respektiert und zur Basis des Handelns gemacht wird. Dabei ›diktiert‹ oder ›normiert‹ der Körper in meinen Augen nichts, sondern im Gegenteil: Der Mensch ist mit dieser Sichtweise umso mehr aufgefordert, von seiner »Vernunft« Gebrauch zu machen und Werte und Normen zu entwickeln, die einen *respektierenden* Umgang mit dem (eigenen) Körper und der Natur insgesamt ermöglichen. Dies setzt voraus, dass wir im praktischen Bezug zum Körper und zur Natur einen leiblich-sinnlichen und spürenden Umgang zurückgewinnen und diese leiblichen Erkenntnisse als Erkenntnisse (wieder) ernst nehmen.

3.2 DER KÖRPER ALS ORGANISMUS UND DIE GRENZEN SEINER TECHNOLOGISIERBARKEIT

Auch Gesa Lindemann hat einen Vorschlag unterbreitet, wie der lebendige Körper rehabilitiert und insbesondere in der Diskussion zum Verhältnis von Technik, Naturwissenschaft und Gesellschaft neu eingespielt und stark gemacht werden müsste (vgl. Lindemann 2008). Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist die Feststellung, dass soziologische Ansätze (und, wie in Anlehnung an die obigen Ausführungen zu ergänzen wäre, auch naturwissenschaftliche Ansätze), die das »Körperlich-Organismische« von sich verhaltenden, handelnden und Sinn erzeugenden »Akteuren« (Menschen) nicht systematisch in ihre Überlegungen einbeziehen, flach und erklärmungsbedürftig bleiben – so etwa die »Aktor-Netzwerk-Theorie« Bruno Latours (Latour 1995), bei der technische Erscheinungen, Menschen, soziales Handeln zu Elementen in einem Wirkungsgefüge vereinheitlicht werden und eine *Unterscheidung* zwischen mechanischer Wirksamkeit und sinnhaftem Handeln obsolet wird (Lindemann 2008, 689).

Lebendige Körper erscheinen – so Lindemann im Rekurs auf Helmuth Plessner (Plessner 1975 [1928]) – stets in zweifacher Hinsicht: als »Gestalt« und als »Ding«. Im Gestaltzusammenhang nehmen wir den Körper in der je situativ gegebenen und in einer bereits gewussten Weise wahr (etwa gemäß unterstellter physikalischer Gesetze oder als Träger von Organen etc.), in der Anschauung des Körpers als »Ding« ist der Körper jedoch nicht mit der aktuell feststellbaren Gestalt identisch, sondern er entzieht sich einer definitiven Feststellung – man könnte auch sagen: In diesem Falle ist der Körper ein epistemisch offenes Gebilde, ein Rätsel, das (möglicherweise oder je nach Geschmack) der Entdeckung, Erkundung, Erforschung harrt.

Körper in ihrer Gestalt- und Dinghaftigkeit sind dann lebendig, wenn zu ihren material-physischen Eigenschaften die Eigenschaft der Lebendigkeit hinzutritt, die sich darin zeigt, dass Körper in ihrer Erscheinung als »Ding« expressiv aus sich heraustreten und auf etwas verweisen können. Hiermit eröffnet sich die weit reichende Möglichkeit, vom Körper als einem *eigenständigen Gegenüber* sprechen zu können. Denn zentral ist, dass der Körper (als »Ding«) *selbstständig* gegen das Bewusstsein *agieren* und dass er sich *artikulieren* kann. Lindemann betont ganz in diesem Sinne: »Insofern ein lebendiges Ding sich abgrenzt [etwa von der Umwelt oder einem Bewusstsein; d.V.], wird es zu einem sich selbst regulierenden Eigenbereich.« (Lindemann 2008, 697) Damit ist lebendigen Körpern eine Eignedynamik und Eigenlogik gegeben, die in der Auseinandersetzung mit ihnen in Rechnung zu stellen ist.

Lindemann bemerkt weiter, dass gestalthafte Zusammenhänge die

Eigenart aufweisen, dass sie durch und durch kalkulierbar sind, d.h.: »Sie können im Prinzip anhand einer Gebrauchsanweisung und im Extremfall anhand einer mathematischen Formel erzeugt werden.« (A.a.O., 693) Dies hat zur Konsequenz, dass dasjenige am Körper, das vollständig im Sinne einer gestalthaften Erscheinung *gedeutet* wird (etwa als ein mechanisches oder chemisches System), in jeden nur denkbaren technischen Zusammenhang integriert und dort *wie* oder gar *als* ein streng kalkulierbares und steuerbares technisches Teil benutzt und verstanden werden kann. Die Technologisierung von Körpern, ihre Vermessung, Begradiung, Optimierung und Verkabelung wird mit diesem theoretischen Blickwinkel nicht nur nachvollziehbar, sondern, wie ich finde, auch kritisierbar. Denn, so hatten wir eben gesehen, der lebendige Körper ist ja stets immer auch rätselhaftes und unerkanntes »Ding« und als solcher *entzieht* er sich technologischer Kontrolle und Festlegung, treibt er sein eigenes Spiel und widersetzt sich in seiner epistemischen Offenheit einem Zugriff oder falschen bzw. einseitigen Auslegungen seiner Wirkungsweisen und Wirkungsmöglichkeiten.

Vor diesem theoretischen Hintergrund kann die technologische Ausrüstung des Körpers im Hochleistungssport als Paradebeispiel für die einseitige Behandlung des Körpers im Sinne eines technischen Apparates erkannt und die damit einhergehende Missachtung der *Unverfügbarkeit* und *Eigenwürde* des Körpers deutlich gemacht werden.

4. Versuche der Technologisierung des Körpers im Hochleistungssport

Dass der Körper sich nicht beliebig manipulieren lässt und Optimierungsversuche immer wieder an seinen Eigengesetzmäßigkeiten scheitern, lässt sich leicht belegen. Hier einige Beispiele aus dem Bereich der Medizin und des Sports: Um sich gegenüber der Konkurrenz Vorteile zu verschaffen, lassen sich immer mehr Sportler, ohne dass eine medizinische Notwendigkeit besteht, die Augen lasern und können ihre Sehschärfe damit um bis zu 100 Prozent und mehr verbessern (vgl. Winter 2008). Nebenwirkungen wie tränende und trockene Augen, Eintrübung und Verschwimmen des Blicks, Beeinträchtigung während der Dämmerung oder ständig wiederkehrende Nachoperationen treten gehäuft auf. Eine Garantie für Erfolg und Beschwerdefreiheit gibt es nicht. Drastischere und ebenfalls hinreichend bekannte Beispiele für Gegenreaktionen des Körpers sind die Abstoßung von Gewebe bei Implantaten, das Reißen von Sehnen bei zu schnell auftrainierten Muskeln, der Kreislaufzusammenbruch bis hin zum Tod bei überstimulierenden Eingriffen in den Stoffwechselhaushalt oder die

Immunschwäche bei einem Dauerangriff auf die stillen Reserven des Körpers, wie sie im Hochleistungssport gang und gäbe ist. Hier wird deutlich, dass sich der Körper gegen solche Übergriffe wehrt, die nicht hinreichend seine Gesetzmäßigkeiten und Grenzen respektieren.

Sportmediziner, Biomechaniker und Trainingswissenschaftler treiben hier nun jedoch ein paradoxes Spiel: Sie erkennen auf der einen Seite, dass es so etwas wie natürliche Grenzen der Belastbarkeit des Organismus gibt, dass jeder Organismus einem hochkomplexen und noch nicht annähernd durchschauten Wechselspiel von Kräften unterliegt und dass jeder Organismus *anders* auf bestimmte Interventionen reagiert – zugleich aber gehen sie davon aus, dass die Möglichkeiten der Optimierung und Leistungssteigerung noch nicht annähernd ausgeschöpft sind (einige Wissenschaftler behaupten sogar, sie seien prinzipiell unendlich) und dass es im molekularen, genetischen und mechanischen Bereich zahlreiche unentdeckte Felder der Leistungssteigerung gibt, wobei in der Tendenz die Leistungsverbesserungsmöglichkeiten gegen Null streben, der dafür betriebene Aufwand aber exponentiell in die Höhe getrieben werden muss (vgl. dazu Bröker 2008, Glogger 2008). Hier zeigt sich: Die existierenden natürlichen Grenzen des Körpers werden nicht etwa zum Anlass genommen, spezifischen Eingriffen Einhalt zu gebieten, sondern im Gegenteil als Herausforderung gesehen, diese Grenzen trotz des immensen Aufwands, der hohen Kosten und der unkalkulierbaren und gefährlichen Nebenwirkungen zu überschreiten. Die zurzeit in der Sportmedizin angestrebte subtilere Erforschung der komplexen Verkettungen von Individuum – Organismus – Belastungsreiz dient so auch nicht primär der Schonung des Körpers und des Menschen, sondern nach wie vor primär der Suche nach Möglichkeiten der Leistungssteigerung.

Um das Nichtrespektieren von Grenzen und um Steigerungen geht es auch im Bereich der Schönheitschirurgie – wobei hier jedoch höchst strittig und problematisch ist, worin Schönheit eigentlich liegt, was schön ist und ob sich Schönheit (auch endlos?) >steigern< lässt.

5. Schönheitsoperationen – Oder: der Versuch, den verlorenen Körper mit den falschen Mitteln wiederzugewinnen

Bekanntermaßen haben in den letzten Jahrzehnten die Maßnahmen, mit denen vornehmlich Frauen ihren Körper von medizinischen Experten umgestalten lassen, sprunghaft zugenommen und bewegen sich auch in der Bundesrepublik, die im Vergleich zu angelsächsischen und südeuropäischen Ländern hier als eher zurückhaltend gilt, auf die Marke von einer

Millionen Eingriffe pro Jahr zu (vgl. u.a. Rohr 2004, Maasen 2008, Villa 2008). Zu den häufigsten Eingriffen gehören: Brustvergrößerungen (seltener Verkleinerungen), Fettabsaugen, Nasenkorrekturen, Lippenkorrekturen, Liftings zur Faltenbeseitigung und Verjüngung. Die Eingriffe sind nicht selten schmerhaft oder nachwirkend von starken Schmerzen begleitet und sie sind auch nicht ohne gesundheitliches Risiko (Infektionen, Lähmungserscheinungen, schlechte Wundheilung, erneute Operationen wegen unschöner Narbenbildung, eingeschränkte Beweglichkeit etc.). Warum, so wäre zu fragen, unterziehen sich Frauen diesen Torturen und Gefahren? Hören wir dazu die Begründung einer Frau, die sich einer korrigierenden Brustoperation unterzogen hat:

»Ich mache das ausschließlich für mich selbst. Das ist nicht für Harald [ihr Lebenspartner...] oder so. Nee, der ist sogar im Gegensatz zu mir nicht gerade davon begeistert. Er sagt, er liebt mich so, wie ich bin. Es geht mir dabei um mich, nicht um andere. Ich möchte mir endlich selbst gefallen. Und sozusagen ganz bewusst etwas dafür tun. [...] Naja, und diese flache Brust, die hat mich schon immer gestört. Die passt einfach nicht zu mir. Und das will ich ändern. Ich will, dass meine Brust endlich auch zu mir passt, so ganz selbstverständlich wie meine Nase eben auch.« (Borkenhagen 2007, zit.n. Maasen 2008, 108)

Für auffällig und diskussionswürdig halte ich die folgenden Aspekte:

1. Mit der Betonung, die Veränderung der Brust nicht für den Partner, sondern nur für sich allein vorgenommen zu haben, markiert die Protagonistin eine Abgrenzung von den Ansprüchen anderer und einen Rekurs auf *Selbstbestimmung*: *ich für mich*. Vor dem Hintergrund der traditionsreichen Unterdrückungsgeschichte von Frauen, der bis weit in das 20. Jahrhundert hineinreichenden Beschneidung ihrer Rechte und des ihnen auferlegten permanenten »Daseins für andere« (Beck-Gernsheim 1983) ist diese Selbstbestimmung als eine wertvolle Errungenschaft der Frauenbewegungen zu verstehen und zu würdigen. Wie selbstbestimmt dieser Akt allerdings tatsächlich ist, wäre zu untersuchen – dazu gleich mehr.
2. Mit der Aussage, die Brust als nicht passend zur eigenen Person wahrzunehmen, wird eine Spaltung von Körper (Brust) und Ich (eigene Person) vorgenommen und der Körper wird an das Ich angepasst – eine Alternative wäre, das Ich in *Verbindung* mit dem Körper zu sehen, den Körper und damit auch die individuell in bestimmter Weise gegebene Brust selbstbewusst als einen Teil des Selbst zu begreifen und aus diesem Ensemble Identität zu gewinnen.
3. Die flache Brust, so legt es die Aussage nahe, soll aufgefüllt werden, damit sie besser mit dem vollen Gefühl des Ich-Seins harmoniert. Die

Protagonistin will sich dabei nicht als passiv erleben, sondern »*bewusst*«, also in der vollen eigenen Entscheidung und Verantwortung, »*etwas tun*«, also aktiv handeln. Das »*sozusagen*« relativiert diesen bewussten und aktiven Gestus jedoch und zeigt an, dass die Protagonistin durchaus weiß und spürt, dass sie sich hier einem Vorgang überlässt, den sie nur zum Teil wirklich selbst in der Hand hat: Sie ist angewiesen auf einen medizinischen Experten, sie sieht sich konfrontiert mit ablehnenden Haltungen der Umwelt und auch die gesundheitlichen Risiken und die Gefahr des Misslingens des Eingriffs müssen mitbedacht werden. Dies alles macht die Entscheidung schwierig und konfliktreich.

Ganz in diesem Sinne weist Sabine Maasen in Anlehnung an Debra Gimlin auf das prekäre »Ambivalenzmanagement« hin, das Frauen in diesem Kontext leisten: Gimlin, so Maasen, kommt nach einer Reihe von biografischen Interviews mit Patientinnen zu der Auffassung, »dass es für alle Frauen eine sorgfältig durchdachte Antwort auf zermürbende Umstände waren, für die sie auf keine andere Weise eine Lösung gefunden hatten. Alle Befragten versuchten so gut wie möglich, Hoffnungen, Risiken und Leiden auszubalancieren. Auch wenn ihre Entscheidung für eine Schönheitsoperation letztlich *nolens volens* genau die Schönheitskultur reproduziert, die ihnen hohe Kosten verursachen, so sahen sie doch *für sich selbst* keine andere Option.« (Maasen 2008, 109)

Hier ist zu fragen: Was erzeugt das *Leiden* an dem vorhandenen Körper, von dem in den Berichten von Frauen immer wieder die Rede ist (vgl. auch Morgan 2008, Villa 2008a) und das in seinen qualvollen Zügen den Hauptauslöser für die Entscheidung zu einem Eingriff darstellt? Und: Weshalb sehen viele Frauen keine andere Option? Ich möchte hierzu ein mögliches Deutungsangebot machen:

Das Leiden ist in vielen Fällen das Leiden an einem äußeren und an einem inneren *Bild*. Die medial erzeugten und verbreiteten Schönheitsvorstellungen werden zu einem machtvollen Normativ, das Frauen an sich selbst anlegen – sie vergleichen sich mit diesen Bildern und nehmen sich bzw. ihren Körper als *defizitär* wahr. Ein nach einem spezifischen, und historisch ja durchaus wechselnden, *Ideal* gestalteter »schöner« Körper, der medial kolportiert und chirurgisch versprochen wird, wird so zum Maßstab der Selbstbewertung. Mit dem Eingriff wird aber nicht nur ein verbesselter, idealerer Körper erhofft, sondern vor allem auch ein verbessertes, idealeres Selbst. Genährt wird diese Suche nach Vervollkommenung des äußeren Bildes und der eigenen Erscheinung durch das hohe *Ansehen*, dass das *Aussehen* in unserer Gesellschaft genießt. Die körperliche Attraktivität einer Person hat einen hohen Einfluss auf den Status dieser Person und auf die Chancen, im Beruf oder bei der Partnersuche erfolgreich zu

sein. Dies ist empirisch belegt (vgl. etwa Degèle 2007, Villa 2007). Dabei reicht es in vielen Berufssparten inzwischen nicht mehr aus, gut gepflegt und gut gekleidet zu sein, sondern es werden auch Ansprüche an die körperliche Erscheinung gestellt – inzwischen geht dies so weit, dass Personen zu Operationen genötigt werden, wenn sie bestimmten professionellen Anforderungen nicht genügen. Aus der *Option* auf Veränderung wird so, schlechend, aber mit massiven Konsequenzen für die Integrität der Person und für das soziale Gefüge, ein *Zwang* zur Veränderung und zur Inanspruchnahme der dafür vorgesehenen Technologien und Märkte. Demokratische Rechte auf Freiheit und Selbstbestimmung werden damit beschnitten. Beim Doping im Leistungssport etwa ist dieser »Zugzwang« bereits fest etabliert und firmiert beschönigend unter dem Titel »reaktives Doping« (vgl. ebenso kritisch Wehling 2008, bes. 957ff.).

Das Leiden der Frauen entsteht also aus der Fixierung auf spezifische Ideale der Erscheinung, die als Ausweis der eigenen Wertigkeit, des eigenen Charakters und des eigenen Seins gedeutet werden – und zwar von den Frauen selbst wie von anderen. Dieser Fixierung auf das Äußere und der spezifischen Verbindung mit dem Selbst können die Frauen – so lautet meine These – nichts *anderes* (mehr) entgegensetzen. Sie können dies nicht, weil sie über Jahrhunderte gelernt und verinnerlicht haben, dass ihr Körper nichts wert und voller Gefahren ist: dass er schmutzig und abzulehnen ist, dass sie den jeweiligen Schönheitsidealen nicht gerecht werden, gleichwohl stets nach Attraktivität und Schönheit zu streben haben, dass sie aufpassen müssen, um nicht Opfer von Gewalt und sexuellen Übergriffen zu werden, dass nur (männliche) Experten etwas von ihrem Körper, von Schwangerschaft und Geburt verstehen, dass sie weniger Kraft haben als Männer (und deshalb auch weniger verdienen), dass sie sich klein machen und zusammennehmen müssen usw. Die Liste dieser historisch gewachsenen Entmutigungen, Demütigungen, Bedrohungen und widersprüchlichen Anforderungen, die den Körper von Frauen treffen, ließe sich weit fortsetzen. Und auch wenn viele Frauen inzwischen ein stärker annehmendes oder liebevollereres Verhältnis zu ihrem Körper entwickeln konnten und wenn junge Frauen die skizzierten Körperabwertungen möglicherweise nicht (mehr) nachvollziehen können, so sind sie doch Teil der kollektiven Geschichte von Frauen, werden immer wieder aktualisiert (etwa im Rahmen häuslicher und sexueller Gewalt, durch sexistische Anmaße, durch Abwertungen im Sport usw.) und haben intensive Spuren in den Körpern von Frauen hinterlassen.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum viele Frauen keine anderen Optionen für sich wahrnehmen können als den operativen Eingriff: Der Körper kann aufgrund der vielfältigen historischen und aktuellen Leiderfahrungen nicht als Teil des Selbst angenommen oder gar geliebt

werden, sondern er muss *abgespalten* werden vom besseren oder eigentlichen Ich. Auf diese Weise wird er zum ungefährlichen Fremdkörper und kann – quasi auf Distanz – auf die vielfältigste Weise ›behandelt‹ werden: ignoriert, abgewertet und gehasst oder abgöttisch und fetischhaft geliebt und versorgt. Viele Frauen haben so aber den *Kontakt* zu ihrem Körper und damit auch zu ihrer *Vitalität* und Lebendigkeit verloren.

In dieses *Vakuum*, die zerrissene Verbindung zum eigenen Körper, fällt nun die Biotechnologie wie ein ›Segen‹: Viele Frauen begrüßen mitunter enthusiastisch die neuen Technologien im Bereich von Schönheit, Gesundheit und Reproduktion, weil sie vermuten, dass sie nun endlich frei und selbstbestimmt den Körper so herstellen können, wie sie sich ihn wünschen und den Körper so kontrollieren können, dass er *keine* Unannehmlichkeiten mehr bereitet, dass er *keine* Quelle der Demütigung oder von Gefühlen des Bedrohtseins mehr darstellt und dass er stromlinienförmig an die beruflichen und ästhetischen Bedarfe angepasst werden kann. Die neuen Biotechnologien stoßen auf eine so breite Annahme, weil sie dabei helfen, die Natur des Körpers und damit den Körper als Schicksal, der er ja in vielfacher Hinsicht und auf mitunter sehr leidvolle Weise für Frauen war und ist, aufzuheben und den Körper ganz in die Sphäre des Machbaren, Kontrollierbaren und Optimierbaren herüberzuholen. Hier, so wird suggeriert, können sich Frauen als souveräne und kreative Gestalterinnen erweisen und sich ihren und den gesellschaftlich passenden Körper neu zurechtschneiden (lassen). Der ehemals Leid bringende Körper wird auf diese Weise und ganz im Sinne der neoliberalistischen Leitlinien von Selbstverantwortung und Selbstregierung, zur Ressource und Verfügungsmasse für die Ansprüche optimierter Funktionalität und optimierter Attraktivität in einer von männlicher Hegemonie durchzogenen Gesellschaft (zur kritischen Diskussion um Gouvernementalität und Biopolitik vgl. etwa Lemke 2008). Die Tiefenschichten und Mechanismen der eigentlichen Abwertung des weiblichen Körpers werden damit jedoch einer Bearbeitung entzogen.

Ich halte diese Entwicklung für fatal; u.a. deshalb, weil Mädchen, junge Frauen und Frauen durch die Zwischenschaltung von Technologien, die sie in keiner Weise mehr selbst unter Kontrolle haben können, in Kombination mit suggestiven und natürlichen Prozessen abwertenden oder leugnenden Bildern, immer mehr von ihrem Körper und seinen vitalen Impulsen, Qualitäten und Bedürfnissen abgeschnitten werden und damit immer stärker den organismisch verankerten körperlichen *und* psychischen *Lebensgrund* verlieren. Wie sollen beispielsweise junge Mädchen ein annehmendes und wertschätzendes Verhältnis zu ihrem Körper bilden, wenn in Handbüchern für das pubertierende Mädchen empfohlen wird, möglichst rasch alle Körperhaare zu entfernen, sobald sie zu wachsen beginnen (auch

zur Haarentfernung gibt es inzwischen ausgefeilte Technologien, die versprechen, lebenslang haarlos bleiben zu können). Die Botschaft, die dadurch gesendet wird, ist doch: Der Körper, so wie er werden will, ist nicht in Ordnung; erst wenn du Hand anlegst, kann er akzeptabel werden. Hier wird eine Irritation und ablehnende Haltung erzeugt, *bevor* sich ein natürliches Geschehen überhaupt entwickeln konnte und *bevor* ein Gewahrsen und Annehmen dieser körperlichen Veränderung einsetzen konnte.

In den bisherigen Ausführungen sind 1. zentrale Kritikpunkte an biotechnologischen Manipulationen, 2. Argumente für die Verteidigung der Würde des Körpers und 3. Alternativen im Umgang mit dem Körper und im Erleben des Körpers immer wieder angeklungen – diese Andeutungen sollen nun vertieft werden.

6. Der Körper als Widerlager des Sozialen und als erlebbares Wunderwerk

Die Deutsche Gesellschaft für Wissenschafts- und Technikforschung schreibt in einem »Call for papers« zur Tagung »Die fünf Sinne der Wissenschaften« (2009): »Nicht zuletzt wurden wissenschaftliche Instrumente *aus dem Grund* (sic!) entwickelt, die körperliche *Begrenzung* (sic!) der menschlichen Wahrnehmung zu *überwinden* (sic!).« Da stellt sich die Frage: Wozu? Warum sollten wir die körperliche Begrenzung überwinden wollen oder sollen? Was gewinnen wir, wenn wir mehr hören können, als das menschliche Ohr hergibt oder wenn wir mehr sehen können, als unser Auge zulässt? Was gewinnen wir, wenn wir immer schöner werden oder wenn wir immer länger lebend immer jünger bleiben?

Dies fragt auch Ludwig Siep in seinem Beitrag »Die biotechnische Neuerfindung des Menschen« und er gibt zu bedenken: »Wie z.B. steht es mit der Ruhe und Intimität der Nacht, wenn Menschen in der Dunkelheit sehen können [...]? Wie erfreulich ist das Kalkulieren und Jonglieren mit Zahlen, wenn das Gehirn die Leistung eines Großcomputers aufweist?« (Siep 2006, 31f.) Gefragt wird also, ob die ›Segnungen‹ hochmoderner Technologien, die das menschliche Leistungsvermögen in bisher ungeahnter Weise zu steigern wünschen, tatsächlich ein Segen sind: Ob sie den Menschen tatsächlich besser, zufriedener und glücklicher machen. Oder ob sie uns nicht vielmehr wesentliche Rückzugsräume, Freuden und Lebendigkeitsgefühle rauben, die uns mit dem Schmerz, der Trauer, dem Kranksein, dem Altern, dem Scheitern, der Verletzlichkeit, dem Unfertigen und Nichtperfekten gegeben sind.

Mit den Kritikern einer unreflektierten Technologie- und Fortschrittsgläubigkeit bin ich der Meinung, dass die gesundheitlichen und die sozia-

len Risiken der ungebremsten Ausdehnung technologischer Eingriffe in den menschlichen Körper zu hoch sind. Das möchte ich kurz begründen: Zahlreiche Technologien setzen *erstens* an den falschen Baustellen an und sie operieren *zweitens* mit den falschen Modellen vom menschlichen Körper, vom Menschen und vom menschlichen Leben.

Zum ersten Punkt: Hochmoderne Technologien produzieren »Mehr desselben« und verschärfen Probleme damit anstatt sie abzufedern oder zu lösen. Wir brauchen meines Erachtens nicht noch mehr Leistung, noch mehr Können und noch mehr Exzellenz – wir brauchen einen solidarischen Umgang mit Leistung, der keinen abhängt oder ausgrenzt, und eine Würdigung besonderer Fähigkeiten im Dienste der sozialen Gemeinschaft. Auch Technologien sollten im Dienste des Menschen stehen und zu seinem Wohl wie zum Wohl der ihn umgebenden Umwelt wirken. Biotechnologien, die nach einer radikalen Entgrenzung natürlich gegebener Begrenzungen streben, widersprechen diesem Grundsatz: Sie finden keine Antworten auf die brennenden sozialen, politischen und ökologischen Fragen, die uns umtreiben – etwa auf die Frage, wie soziale Ungleichheiten zu beheben wären oder wie nicht diskriminierende Auslegungen von Körpernormen ermöglicht werden könnten, die die Anerkennung des Anderen und bisher Ausgeschlossenen begünstigen würden (siehe dazu auch die Beiträge von Eckhard Rohrmann, Heike Schnoor und Jens Ried in diesem Band) – im Gegenteil: Durch Biotechnologien werden, insbesondere wenn sie in Verbindung mit gezielten Vermarktungsinteressen stehen, neue Territorien der Macht mit monopolisierenden Effekten errichtet, es werden unter den Kunden neue Eliten und Gruppen von Begünstigten hergestellt, es werden neue Disparitäten und Gräben geschaffen und neue Konkurrenzen und Kämpfe entfacht, bei denen es um eine optimierte oder auch überlegene Körperlichkeit geht. Die Unterwerfung unter Schönheits-, Gesundheits- oder Reproduktionsnormen und die damit verbundene Abhängigkeit von technologischem Expertentum, das den Körper und damit das Selbst in Wert setzen soll, reproduziert *einseitige* Normative, untergräbt die Chance, den eigenen Körper tatsächlich zu spüren und in seiner Einmaligkeit und seinem Eigensinn persönlich und im sozialen Raum anzunehmen, und blendet vor allem die gesellschaftlich produzierten Ursachen des Leidens am Körper (an seiner Erscheinung, seiner Funktionsfähigkeit etc.) aus. Außerdem *vereinzelt* diese Unterwerfung – die Einnahme von Pillen ist ebenso ichbezogenes Handeln wie der Kampf um die rechte Schönheit oder den sportlichen Rekord – und verhindert Solidarität.

Zum zweiten Punkt: Thomas Fuchs (wie ähnlich zuvor Antonio R. Damasio; Damasio 1997) macht deutlich, dass die experimentelle Hirnforschung immer noch an veralteten und falschen Modellen vom menschlichen Gehirn hängt (vgl. Fuchs 2008). Das Gehirn ist weder alleinige zen-

trale Schaltstelle und Organisator des Menschen, noch funktioniert es wie ein binär codierter Großrechner. Der Mensch ist also nicht von seinem Gehirn her (und dessen Vermessung und Visualisierung) zu erklären oder alleinig zu beeinflussen, sondern nur über seine organismische Verfasstheit und seine soziale Verwobenheit in Beziehungen (siehe dazu auch Bauer 2002). Das Gehirn ist somit ein Vermittlungs- und Beziehungsorgan, das ohne den (übrigen) Körper, ohne die Sinne und Muskeln, ohne eine materiale und soziale Umwelt gar nichts wäre. Der Körper ist der unabdingbare Resonanzboden des Gehirns. Insofern ist auch die Person, das Ich oder das Bewusstsein nicht im Gehirn zu finden, sondern im menschlichen Organismus als Ganzem und in der biographisch gewachsenen Interaktion dieses Organismus-Menschen mit Dingen, anderen Menschen und kulturellen Symbolen.

Nimmt man diese Auffassung vom Gehirn ernst, so wird deutlich, dass eine Manipulation mentaler oder psychischer Leistungen durch Pillen niemals ein Äquivalent für eigene kognitive Anstrengungen oder eine Psychotherapie sein kann (hier widerspreche ich den Einschätzungen von Bettina Schöne-Seifert entschieden; vgl. Schöne-Seifert 2006, bes. 286ff.). In der Therapie beispielsweise begibt sich ein Mensch in die Interaktion mit einem anderen Menschen, er erfährt Nähe und Zuneigung, er begegnet seiner eigenen Geschichte, durchlebt Erinnerungen, gewinnt Einsichten – dies alles findet Widerhall im gesamten Körper und schlägt sich im Gehirn auf unterschiedlichen Ebenen bzw. in verschiedenen Arealen nieder. Eine Pille mag vom Stimmungseffekt her ähnliche biochemische Zustände und Resonanzen im Gehirn hervorrufen wie die Psychotherapie (was über entsprechende Messwerte nachweisbar ist), aber es fehlt der Weg über den Körper, über die Interaktionen und Beziehungserfahrungen und über die Aktivierung spezifischer Gehirnareale, was jeweils noch einmal andere Spuren legt und andere Verankerungen im Gehirn schafft. Pillen können allenfalls in gewisser Weise Gefühlslagen unterstützen, sie können aber niemals Ersatz sein für die lebenspraktische und leibliche Auseinandersetzung mit den Dingen. Keinesfalls übersehen werden dürfen zudem die trügerischen und verdeckenden Qualitäten, die Psychopharmaka besitzen: Es wird eine Stimmung oder eine Potenz suggeriert, die nicht mit dem eigentlichen – erschöpften, traurigen oder ängstlichen – Zustand der Person übereinstimmt und die die Ursachen verdeckt, die zu diesen eigentlichen Gefühlen und Zuständen geführt haben oder sie chronisch erzeugen.

Wenn man davon ausgeht, dass im Körper die Spuren der kollektiven und individuellen Geschichte abgelagert sind (was der Embryologe Erich Blechschmidt bereits in den 1960er Jahren festgestellt hat [vgl. Keil/Maier 1984, 113ff.] und was durch neurophysiologische Untersuchungen zu-

nehmend bestätigt wird) und dass der Körper ein ausgesprochen wichtiges Resonanzorgan ist, das uns über die Zu- und Abträglichkeit sozialer Lebensbedingungen auf dem Laufenden hält, so sollten wir dem Körper behutsamer und mit mehr Respekt begegnen. Technologische Manipulationen bergen die Gefahr, dass der Körper zu einem Abziehbild technologischen Wissens und sozialer Erwünschtheit wird und dass die Verbindung zum natürlich gegebenen Körper und zu seiner Resonanzfähigkeit immer mehr zerstört wird.

Ich finde, der Körper ist ein unglaubliches Wunderwerk – viel zu wenig gönnen wir uns, das bewusst wahrzunehmen und anzuerkennen. Wenn wir in einem respektvollen Kontakt zu unserem Körper sind, uns erlauben, auf ihn zu hören, ihm zu vertrauen und ihm (und damit uns) das zu gönnen, was er braucht, so wäre er vielleicht sicherer vor Schnitten, die ihn schöner machen sollen, oder vor Pillen, die ihn schneller denken lassen und uns damit aufwerten sollen. Wenn wir den Körper als Wunderwerk achten, dann hätten wir Wert, *weil* wir einen Körper haben. Nichts und niemand müsste dann an ihm herumschnippen und ihn zu optimieren versuchen. Eine Frau, die sich einer Fettabsaugung unterzogen hat, gibt zu verstehen (Paraphrase): ›Ungleich lieber würde ich meine Wahrnehmung verändern als meinen Körper – wenn ich es nur könnte.‹ (vgl. Maasen 2008, 109)

Eine Arbeit an unseren Wahrnehmungen und eine Arbeit an den Normativen, die diese Wahrnehmungen tragen, wäre ein möglicher Ansatzpunkt, Wege zu einem neuen, annehmenden und wertschätzenden Umgang mit dem eigenen Körper zu eröffnen. Entscheidend scheint mir dabei zu sein, dass wir vielfältige und befriedigende praktische Erfahrungsgelegenheiten schaffen, in denen wir die Potenz dieses Wunderwerks konkret erleben und uns an ihm freuen können. Jeder lebendige Körper hat diese Potenzen, seien sie noch so verschüttet, beschädigt oder eingeschränkt.

7. Wie kann die Kritik an biotechnologischer Optimierung anschlussfähig gemacht werden?

Den eben skizzierten Überlegungen kann – und wie ich finde zu Recht – entgegen gehalten werden, dass sie zu sehr ›gegen den Strom‹ der selbstverständlichen Verdinglichung, Manipulation und technologischen Optimierung des Körpers gerichtet sind und dass sie die breite Masse und weite Bevölkerungskreise nicht erreichen können. Der Zug technologisch induzierter und gestützter Optimierung ist längst abgefahren und nicht mehr aufzuhalten; die Lebensverhältnisse sind so beschaffen, dass die Einzelnen gezwungen sind, sich der biotechnologischen Angebote zu bedienen, um

den gesellschaftlichen Leistungs- und Attraktivitätsforderungen gerecht werden zu können und nicht mit einem sozial unangepassten Körper abhängt zu werden; das Recht des Menschen auf Selbstbestimmung schließt ein, dass Menschen mit ihrem Körper verfahren können, wie sie mögen (solange sie dabei andere und gemeinsame soziale Güter nicht schädigen oder sich absichtsvoll selbst töten); in einer hedonistisch akzentuierten Gesellschaft besteht das Bedürfnis nach Leichtigkeit, Entlastung, Spaß, Experimenten und Kicks – warum sollte man diese Elemente beschneiden; das individuelle Leiden an einem Körper, der sozial nicht akzeptiert wird, ist so groß, dass es unmenschlich wäre, hier keine Hilfe anzubieten oder Menschen zu verachten, weil sie zu diesen Hilfen greifen; das Bedürfnis, sozialen Anschluss zu finden und zu halten, ist ein menschliches Grundbedürfnis und kann über Formen der Körpermodellierung und der Inszenierung von Körperlichkeit eingelöst werden – all diese (und vergleichbare andere) Argumente wiegen schwer und haben ihre Berechtigung.

So macht es auch keinen Sinn, die biotechnologisch eröffneten Veränderungsmöglichkeiten des Körpers pauschal abzulehnen, sondern es sind Wege zu suchen, *wie* mit diesen Möglichkeiten umgegangen werden kann, *ohne* dass wir dabei zu technisch durchkalkulierten Automaten und Abziehbildern von Perfektionsentwürfen werden und uns unsere Lebendigkeit, Einmaligkeit und sympathische Unvollkommenheit rauben lassen.

Ein Weg wäre, noch viel genauer zu erforschen, warum und in welcher je individuellen Form sich Menschen biotechnologischer Möglichkeiten bedienen. Wir wissen hierüber noch viel zu wenig. Dabei wäre beispielsweise zu fragen, wie das Körperhandeln mit der Lebensgeschichte und der Körpergeschichte verbunden ist, welches Selbstbild und welche Ideen zum Leben existieren, welche Vorbilder und Motive sozialen Anschlusses und sozialer Anerkennung vorhanden sind, welche Vorstellungen vom Körper und von der Natur existieren und handlungswirksam werden und ob alternative Möglichkeiten des Handelns bewusst und lebbar sind. Mit diesem Blick würde man die Nutzer biotechnologischer Angebote nicht denunzieren, sondern zu verstehen versuchen und Anhaltspunkte dafür gewinnen, wie Alternativen beschaffen sein könnten. Vielleicht wäre es ja auf diesem Weg gelungen, Möglichkeiten zu entwickeln, die der oben zitierten Frau die Fettabsaugung erspart hätten.

Eine weitere Möglichkeit besteht darin, das von Lothar Schäfer entwickelte Konzept vom »physiologischen Naturbegriff« (siehe Kap. 3) für die Praxis nutzbar zu machen und die leibliche Empfindungs- und Resonanzfähigkeit des Einzelnen gegenüber den eigenen Körpersignalen und entlang der Frage, was meinem Körper (und damit mir) zuträglich und was ihm abträglich ist, zu stärken. Barbara Duden hat eine solche Vorgehensweise immer wieder angemahnt und beklagt zutiefst, dass dem

leiblichen Empfinden in zentralen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere in der Medizin (vgl. dazu auch Brähler 1995), so wenig über den Weg getraut wird, dass die Empfindenden sich selbst nicht mehr trauen können: »Dieser neuartige Zweifel an der sinnlichen Erfahrung spiegelt eine epistemische Bodenlosigkeit sondergleichen: den Verlust der untrüglichen Gewissheit, leibhaftig die Quelle der eigenen Aussage zu sein.« (Duden 2004, 26) Leibhaftig erfahrenes, praktisches Wissen schwindet und wird überwältigt von mitgeteilten Kenntnissen (vgl. a.a.O., 27). Mit Lothar Schäfer und Barbara Duden wäre also dafür zu plädieren, dass die Nutzer medizinischen und technologischen Wissens diesem Wissen keine Deutungshoheit zuerkennen oder meinen, dieses Wissen wäre die *ganze* Wahrheit über den Körper (oder das Leben), sondern dass sie erkennen, wie begrenzt und spezifisch dieses Wissen ist und dass es Sinn macht, den eigenen leiblich-affektiven Empfindungen zu vertrauen. Dazu wären diese Empfindungsmöglichkeiten allerdings auch ein Stück weit wieder zurück zu gewinnen und zu kultivieren.

Freiheit und demokratische Grundrechte gründen auf dem Recht, selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen und zu verantworten. Entscheiden kann ich mich aber nur, wenn ich auch *Alternativen* habe. Wenn Biotechnologien zum *Zwang* werden und wenn sie dazu beitragen, den Körper als Empfindungsorgan und Quelle leiblicher Erkenntnis auszuhebeln, dann wird aus einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft eine technologisch induzierte Zwangsgesellschaft. Um diesen Zwängen zu entgehen und um der Gefahr zu begegnen, dass sich die naturwissenschaftliche Deutung des Körpers und des Lebens (die durchaus *auch* eine Berechtigung hat und der wir viele Errungenschaften etwa im Hinblick auf die Bekämpfung von Krankheit und Schmerz zu verdanken haben) in Verbindung mit technologischen Möglichkeiten als die *alles beherrschende* und Dasein *erzeugende* Deutung durchsetzt (was unterstützt durch ökonomische Interessen schneller und durchschlagender der Fall sein könnte, als wir ahnen), so bieten sich Interventionen auf mehreren Ebenen an:

1. Eine kritische Beobachtung biotechnologischer Entwicklungen im Hinblick auf den Organismus und die eigenständige Entwicklung der Person schädigende Wirkungen.
2. Eine kritische Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse, die biotechnologische Optimierungen und permanente Grenzüberschreitungen des organischen Vermögens nicht nur tolerieren, sondern sogar erzwingen – mithin eine substanzelle Kritik an den Imperativen von Leistungssteigerung, Wachstum und Kapitalakkumulation.
3. Eine geschlechterkritische Analyse der naturwissenschaftlich-technologischen Deutungs- und Durchsetzungsmacht einer männlich geprägten Logik und männlich geprägter Interessen im Bereich technolo-

gischer Entwicklungen und der damit verbundenen Marginalisierung bzw. Verwischung anderer Deutungsmöglichkeiten von Leben (vgl. hierzu *Sigrid Schmitz* in diesem Band).

4. Eine deutliche Stärkung der Subjekte (als Nutzer von Biotechnologien und Verfahren des Enhancement) im Hinblick auf die Bereitstellung von Handlungsalternativen. Hierzu würde gehören: die Rückgewinnung eines Vertrauens in den eigenen Körper und der Sensitivität für körperliche Signale; die Anerkennung des natürlich gegebenen Körpers – meines wie dem des Anderen; und die generelle Wertschätzung des Körpers als einem Wunderwerk und Geschenk. Eine zentrale Wurzel dieser Wertschätzung liegt in den Beziehungen und Bezugnahmen, in denen wir uns in unserer Körperlichkeit von Geburt an (und bereits pränatal) angenommen und wertgeschätzt erleben konnten.

Ich vermute: Wir verlieren unsere Autonomie, die uns so wichtig ist, nicht, wenn wir uns unserem Körper und dem Körper unserer Kinder wohlwollend als Partner zuneigen – im Gegenteil: Es steht zu vermuten, dass wir erst *in Verbindung mit unserem Körper* echte menschliche Größe gewinnen.

Entscheidend wird es für das Schicksal des Körpers und damit auch für uns und unsere Lebensverhältnisse sein, ob es uns gelingt, Denkweisen und praktische Lebenskulturen auszubilden, die nicht von maßlosen Entgrenzungs- und Steigerungsphantasien angetrieben werden, sondern der Endlichkeit und Begrenztheit des Lebens Respekt zollen und gerade im Angesicht dieser Endlichkeit natürliche Prozesse und Grenzen anerkennen, würdigen und schützen. Judith Butler hat jüngst in eine ähnliche Richtung argumentiert (Butler 2009): Die Verletzlichkeit des Körpers – meines Körpers und des Körpers des Anderen – wäre nicht nur anzuerkennen, sondern so ernst zu nehmen, dass sie zur Richtschnur politischen Handelns erhoben wird. Gesellschaften hätten demnach zu gründen auf dem Respekt gegenüber der Wahrung der körperlichen Integrität und Nichtverletzung des Menschen und seiner natürlich gegebenen Begrenzungen.

Literatur

Abraham, Anke (2006): Der Körper als Speicher von Erfahrung. Anmerkungen zu übersehenen Tiefendimensionen von Leiblichkeit und Identität. In: Robert Gugutzer (Hg.): *Body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld (transcript), 119-140.

- Ach, Johann S., Arnd Pollmann (Hg.) (2006): no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse. Bielefeld (transcript).
- Bauer, Joachim (2002): Das Gedächtnis des Körpers. Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern. Fulda (Eichborn).
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom ›Dasein für andere‹ zum Anspruch auf ein Stück ›eigenes Leben‹. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt, 34, 307-340.
- Boltanski, Luc, Eve Chiapello (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz (UVK).
- Brähler, Elmar (Hg.) (1995): Körpererleben. Ein subjektiver Ausdruck von Körper und Seele. Beiträge zur psychosomatischen Medizin. Gießen (Psychosozial Verlag).
- Bröker, Jürgen (2008): Bis hierher – und weiter! In: Die Zeit, 32, 27-28.
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Damasio, Antonio R. (1997): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Degele, Nina (2007): Schönheit – Erfolg – Macht. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 18, 26-32.
- Duden, Barbara (2004): Somatisches Wissen, Erfahrungswissen und ›diskursive‹ Gewissheiten. Überlegungen zum Erfahrungsbegriff aus der Sicht der Körper-Historikerin. In: Marguérite Bos, Bettina Vincenz, Tanja Wirz (Hg.): Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. Zürich (Chronos), 25-36.
- Fuchs, Thomas (2008): Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption. Stuttgart (Kohlhammer).
- Glogger, Beat (2008): Die DNAthleten. In: Die Zeit, 32, 28.
- Hanzig-Bätzing, Evelyn, Werner Bätzing (2005): Entgrenzte Welten. Die Verdrängung des Menschen durch Globalisierung von Fortschritt und Freiheit. Zürich (Rotpunkt).
- Latour, Bruno (1995): Wir sind nie modern gewesen. Berlin.
- Lemke, Thomas (2008): Gouvernementalität und Biopolitik. Wiesbaden (VS-Verlag).
- Lindemann, Gesa (2008): Lebendiger Körper – Technik – Gesellschaft. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Teil 2, Frankfurt a.M. (Campus), 689-704.
- Maassen, Sabine (2008): Bio-ästhetische Gouvernementalität – Schönheitschirurgie als Biopolitik. In: Paula-Irene Villa (Hg.): schön normal. Ma-

- nipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript), 99-118.
- Maier, Josephina (2008): Eine Pille für die Eins«. In: DIE ZEIT, 52, 39.
- Morgan, Kathryn Pauly (2008): Foucault, Hässliche Entlein und Techno-Schwäne – Fett-Hass, Schlankheitsoperationen und biomedikalisierte Schönheitsideale in Amerika. In: Paula-Irene Villa (Hg.): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript), 143-172.
- Mutschler, Hans-Dieter (2002): Naturphilosophie. Stuttgart (Kohlhammer).
- Plessner, Helmuth (1975): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin, New York (de Gruyter) [zuerst 1928].
- Pollmann, Arnd (2006): Hart an der Grenze. Skizze einer Anamnese spät-modernen Körperfests. In: Johann S. Ach, Arnd Pollmann (Hg.): no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse. Bielefeld (transcript), 307-324.
- Rohr, Elisabeth (2004): Schönheitsoperationen. Eine neue Form der Körtherapie? In: Elisabeth Rohr (Hg.): Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben. Königstein/Taunus (Helmer), 90-114.
- Schaarschmidt (2005): Halbtagsjobber? Psychische Gesundheit im Lehrerberuf – Analyse eines veränderungsbedürftigen Zustandes. Weinheim (Beltz).
- Schäfer, Lothar (1999): Das Bacon-Projekt. Von der Erkenntnis, Nutzung und Schonung der Natur. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Schöne-Seifert, Bettina (2006): Pillen-Glück statt Psycho-Arbeit. Was wäre dagegen einzuwenden? In: Johann S. Ach, Arnd Pollmann (Hg.): no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse. Bielefeld (transcript), 279-294.
- Schröder, Jörg (2008): Der flexible Mensch und sein Leib. Dissertation (Philipps-Universität Marburg).
- Siep, Ludwig (2006): Die biotechnische Neuerfindung des Menschen. In: Johann S. Ach, Arnd Pollmann (Hg.): no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse. Bielefeld (transcript), 21-42.
- Villa, Paula-Irene (2007) : Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 18, 18-26.
- Villa, Paula-Irene (Hg.) (2008): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld (transcript).
- Villa, Paula-Irene (2008a): Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: Paula-Irene Villa (Hg.):

- schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst.
Bielefeld (transcript), 245-272.
- Wehling, Peter (2008): Biomedizinische Optimierung des Körpers – individuelle Chance oder suggestive soziale Norm? In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Teil 2, Frankfurt a.M. (Campus), 945-960.
- Winter, Sebastian (2008): Der gelaserte Athlet. In: Der Spiegel, 52, 81.

